

in welchen er mich wahrscheinlich, und mit Recht, für einen Profanen halten mochte.

Seine anderthalbstündige Unterredung mit Alexander v. Humboldt zeigte mir jedoch die ganze Geschmeidigkeit seines Geistes, die ganze Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, seine ungemene und allseitige Belesenheit, so wie gleichzeitig die große Tüchtigkeit des Weltmannes, mit welcher er die verschiedenartigsten Gegenstände zu ergreifen und von einem zum anderen überzugehen verstand. Humboldt war einer der Ersten in Deutschland, welcher den Stand des Gelehrten mit dem des Weltmannes auszuföhnen verstanden hat; außerdem aber mildern seine halbfranzösische Bildung und seine Pariser Manieren noch das, was er als Deutscher und als Gelehrter etwa Steifes und Pedantisches an sich haben könnte. Mit aller Tiefe und Gründlichkeit des Deutschen verbindet er im höchsten Grade die Gabe der leichten und klaren Rede, bei der größten Natürlichkeit und Ungezwungenheit des Ausdrucks, was er wohl den Franzosen verdankt. Die Bündigkeit und die Richtung seines Verstandes haben ihn übrigens von der Deutschen Abstraction und Grübeleien entfernt; der Elastizität seines Geistes nach, gehört er ohne allen Zweifel eben so sehr Deutschland als Frankreich an, insbesondere aber jener berühmten Generation von Naturforschern und Mathematikern, welche den Anfang unseres Jahrhunderts illustriren. Viele Jahre seines Lebens hat Humboldt in Paris zugebracht und dort nicht nur seinen Beobachtungsgestalt, sondern auch den durchdringenden Forscherblick des Analytikers, die Klarheit des rationellen Empirikers ausgebildet; er hat sich dort auch eine große Leichtigkeit des Umganges so wie Klarheit und Lebendigkeit der Conversations-Sprache angeeignet und hat endlich mit den Franzosen auch die Neigung zur Satire, zum Epigramm, zu feinen und nicht selten beißenden Sarkasmen gemein, welche übrigens, nach der sehr richtigen Bemerkung Goethe's, eine Eigenthümlichkeit der Berliner sind. Sein vorgeneigtes Haupt, das unter den Brauen ausblickende Auge und das halb spöttische Lächeln, was jedoch selten über seine Lippen geht, geben noch mehr Allem, was er sagt, einen leichten Anflug von Ironie, welcher den, der an den Ton seiner Conversation nicht gewöhnt ist, unwillkürlich einschüchtern. Der Franzose Verminier, welcher selbst sich eben nicht durch zu große Herzengüte auszeichnet, war über Humboldt's satirischen Geist so verwundert, daß er in seinem „Au delà du Rhin“ unter Anderem sagt: „Seine (Humboldt's) Gewandtheit in der Unterhaltung ist merkwürdig: seine Conversation hat tausend glänzende Eigenschaften; er ist tiefer Denker, scharfsinnig, satirisch; seine witzige Medifance aber giebt ihm eine gewisse Schärfe. Herr von Humboldt hat die Gewohnheit, in seinen Gesprächen kaum den zu schonen, mit dem er spricht. Indem man ihn hört, möchte man so lange als möglich bei ihm verweilen, und unwillkürlich fürchtet man, ihn zu verlassen.“

Dies ist natürlich übertrieben. Als ich Herrn v. Humboldt zu Anfang des Jahres 1836 sah, war Verminier's Buch noch eine literarische Neuigkeit; Humboldt gedachte desselben fast gleich beim Anfang unseres Gespräches und sagte mit spöttischem Lächeln:

„Meiner ist darin auch gedacht. Verminier macht mir, zwar mit allem Anstande, den Vorwurf einer gewissen Verschämtheit im Umgange mit denen, die mich besuchen. Dies ist eine der Unbequemlichkeiten für diejenigen, welche der Neugierde der Reisenden zu genügen wünschen! Man sucht sich nicht vor denselben zu verhalten, man zeigt sich, wie man ist, und plötzlich findet man eines schönen Morgens in irgend einem schönen Buche sein eben nicht schmeichelhaftes Portrait mit übertriebenen Zügen und einem Ausdrucke, den Einem zu geben gerade dem Maler eben beliebt hat!“

Diese kleine Injurien gingen mir nicht nutzlos vorüber, sondern ward mir ein warnender Rath.

Humboldt sprach von Barnhagen: — „Das ist“, sagte er, „auch ein Mann, der gern Portraits zeichnet, und ohne Zweifel wird ihm Niemand seine große Geschicklichkeit abstreiten. Unlängst hat er eine Gallerie von den Personen herausgegeben, welche zu dem geselligen Kreise seiner Frau gehörten. Er schneidet darin hier und da zwar in's frische Fleisch (il coupe dans les chairs vives), doch dies Alles“, fügte er lächelnd hinzu, „sind kleine Indiscretionen, die ich ihm seines guten Zweckes wegen gern verzeihe.“

Hierauf sprachen wir ziemlich detaillirt von den bemerkenswerthen Erscheinungen der neuesten Deutschen und Französischen Literatur, von Rahel, von Bettina's Briefwechsel mit Goethe, vom jungen Deutschland, von Heine und Börne, von George Sand u. c. In allen seinen Urtheilen zeigte Humboldt einen schnellen Blick, frei von allen Vorurtheilen der Parteien jeder Art, so wie Scharfsinn und Geist. Mit Erstaunen gewahrte ich, daß der große Naturforscher über die Literatur der beiden Nachbar-Völker so urtheilte, als ob er sich ewig nur mit der schönen Literatur beschäftigte hätte. In seinen Urtheilen lag allerdings nichts frappirend Neues, doch zeichneten sich alle in hohem Grade durch gefundenen Sinn, Präcision und praktischen Blick aus. Ich erinnere mich, daß er sehr wohl und sehr bestimmt Börne und Heine unterschied, indem er hinzufügte, daß er über ihre Entzweiung\*) sich eben nicht wundere. Sie hätten sich beide bei der Begründung ihrer Freundschaft getrennt, indem die gleiche Abstammung, die isolirte Stellung in der Gesellschaft, eine gewisse Aehnlichkeit in der Richtung und der Art und Weise ihrer Gedanken sie zu dem Glauben veranlaßt hätten, daß sie geborene Freunde wären. Aber das, was Börne nahe am Herzen läge, sey für Heine nur Gegenstand der Satire und des Spottes; Börne sey ganz Seele, Heine ganz Wig; das Faltsche in Börne's Richtung könnte durch die Reizbarkeit seines Temperaments und die Exaltationen seines edlen Charakters gerechtfertigt werden; das Faltsche bei Heine aber sey durch nichts zu rechtfertigen. — So von

einem Gegenstand zum anderen übergehend, kamen wir auch auf die Berliner Universität.

„Unsere Universität“, sagte Humboldt, „ist unstreitig eine der ersten in Europa. Sie ist reich an ausgezeichneten Lehrern, nur schade, daß bei den Deutschen Universitäten, und so auch bei der unsrigen, das Diktiren noch nicht abgekomen ist; dies tödtet jede Redekunst. Selbst Gans, der unstreitig einer der eloquentesten Lehrer ist, muß sich deshalb fortwährend unterbrechen und zwei- oder dreimal dieselbe Redensart wiederholen; ich weiß nicht, weshalb man nicht die Methode der Franzosen annimmt, die, wie Ihnen bekannt ist, sich nie darum kümmern, ob ihre Zuhörer ihre Worte nachschreiben oder nicht. Warum sieht man die Studenten immer noch wie Schüler an? Die Thatsachen können sie aus den Büchern ihrer Professoren entnehmen, alles Uebrige aber muß man nicht nachschreiben. Der den Gedanken begründende Geist, die Deduction des Professors prägen sich auch ohnedies dem Gedächtniß und der Phantasie des Zuhörers ein, sobald in dem Geiste und dem Gedanken nur irgend Schärfe vorhanden ist. Fehlt diese aber, so ist es auch kein Unglück, wenn der Student das Gehörte vergißt. Wollte man übrigens durchaus alle Worte des Lehrers festhalten, so müßte man öffentliche Stenographen einführen, ja die Studenten selbst dürften nur die Stenographie erlernen, was ganz und gar nicht schwer ist. In Paris findet man sehr viele Stenographen unter den Studenten. Mit der Abschaffung des Diktirens würden aber die Professoren ihrer Eloquenz freien Lauf lassen können; der Gedanke würde nicht jeden Augenblick eingezwängt, unterbrochen werden, und die Deutsche Gelehrten-Sprache würde dadurch mehr Leben, Action und Colorit erhalten. Dies aber würde ein Gewinn für die Sprache und selbst für die Wissenschaft werden; der Gedanke würde sich freier und klarer entwickeln.“

Bei dieser Gelegenheit sprachen wir auch besonders über jeden einzelnen der berühmtesten Berliner Professoren, und Humboldt rief mir unter Anderem auch, zu Böck zu gehen, dessen Vorlesungen er selbst ein Jahr zuvor gehört hatte. Leider konnte ich diesen Rath jedoch nicht benutzen, aus Gründen, welche der Leser später erfahren wird.

(Schluß folgt.)

## Nord = Amerika.

### Die Entwicklung sittlicher und philosophischer Tendenzen in Nord-Amerika.

(Schluß.)

Wir können dem Leser nicht besser dienen, als aus der „Nature“ diejenigen Stellen herzusetzen, die uns besonders erläuternd für Herrn Alcott's Ansichten scheinen.

„Der Einfluß des Geistes auf die Natur.“

„Die Natur trägt immer die Farbe des Geistes. Wenn sich ein Mensch unter Ungemach abmüht, so wird sich ihm seine eigene Lage in dem Kampf der Natur abspiegeln. Dann giebt es eine Art von freudloser Natur, gefühlt durch denjenigen, der eben einen theuren Freund durch den Tod verlor. Der Himmel ist weniger herrlich, wenn er sich auf geringeren Werth in der Gesellschaft niedersenkt.“

„Der Mensch in Verbindung mit der Natur.“

„Alle Thatsachen der Naturgeschichte haben für sich selbst genommen keinen Werth, sondern sind unfruchtbar wie ein einzelnes Geschlecht. Vermählt sie aber mit der menschlichen Geschichte, und sie sind gleich voll Leben. Ganze Pflanzen-Systeme, alle Werke Linné's und Buffon's sind dürre Kataloge von Thatsachen; aber die unbedeutendste von ihnen, die Beschaffenheit einer Pflanze, die Organe, oder Arbeiten, oder das Gesumse eines Insekts, zur Erläuterung einer Thatsache des philosophischen Gedankens angewandt oder irgendwie mit der menschlichen Natur in Verbindung gebracht, wirken auf uns gleich in der lebendigsten und angenehmsten Weise.“

„Erinnerungen an das Land in der Stadt.“

„Der Dichter, der Redner, in den Wäldern erzogen, von deren sanftem und beruhigendem Wechsel seine Sinne jahrelang ohne Plan und Absicht genährt wurden, wird, was er ihnen verdankt, im Lärm der Städte oder im Geräusch politischer Ereignisse nicht verlieren. Lange nachher, mitten unter Aufregung und Schrecken in Volks-Versammlungen, in der Stunde der Revolution, werden diese feierlichen Bilder in ihrem Morgenglanze wieder erscheinen als passende Symbole und Worte der Gedanken, die ihm die vorüberziehenden Ereignisse erwecken. Bei dem Ruf einer edeln Empfindung rauschen die Wälder wieder, die Nichten murmeln, der Fluß rollt und glänzt, und das Vieh brüllt auf den Bergen, wie er es in seiner Jugend sah und hörte. Und mit diesen Kräften hat er den Zauber der Ueberredung und den Schlüssel der Gewalt in seinen Händen.“

„Einbildungskraft.“

„Einbildungskraft kann definiert werden als der Gebrauch, den die Vernunft von der sinnlichen Welt macht.“

„Der Geist, als Ausleger von Geheimnissen.“

„Der am besten belehene Naturalist, welcher der Wahrheit seine ganze und andächtige Aufmerksamkeit schenkt, wird finden, daß in Beziehung zur Welt immer noch viel zu lernen bleibt, und daß dies nicht durch eine Addition, oder Subtraction, oder Vergleichung bekannter Größen erlernt wird, sondern daß man durch ungelernete Eingebungen des Geistes, durch wiederkehrende Selbstbestimmung und

\*) Im Jahre 1836 lebte Börne noch und war mit Heine im Streit.